

Plauder-Strübchen

Wöchentliche Beilage zum
Rheingauer Bürgerfreund.
 Verlag von Adam Etienne, Destrich-Eltville.

1917. * Nr. 16.

Das Geheimnis des alten Thomas.

Roman von Anny v. Panhuy.

(Fortsetzung.)

(Nachdruck verboten.)

„A, leider,“ seufzte Frau Berner, „denn was du an diesem Walter Zernitow findest, ist mir schleierhaft, ich habe immer noch gehofft, du würdest Vernunft annehmen.“ Sie trat dicht an Else heran und schob ihre Hand durch deren leichtgebogenen Arm. „Ich hoffe es auch jetzt noch, Else. Sieh, Kind, du bist noch jung, die Liebe sitzt wohl noch nicht allzu tief. Komm, setze dich zu mir, wir wollen noch einmal ganz ruhig über alles reden, ich werde dir klarmachen, daß es eine Torheit von dir ist, deine Schönheit an einen schlichten Herrn Walter Zernitow zu verschenten.“

Über Elses vordem so heiteres Gesicht zog ein Schatten: „Bitte, Mama, lassen wir doch das unerquidliche Thema, wir verständigen uns über diesen Punkt doch niemals.“ In die großen

Blauaugen trat nun ein leuchtender Glanz und mit echobener Stimme fuhr das junge Mädchen fort: „Ich liebe Walter und werde seine Frau, Papa hat eingewilligt und auch du sagtest, du habest dich daran gefunden, daß ich eine schlichte Frau Zernitow würde.“

„Ja, ja, das sagte ich, weil Papa und du mich mit euren Reden ganz müde machtet.“

Frau Magda zog Else mit sich zu dem kleinen

zweisitzigen Sofa, „aber seit gestern bin ich anderer Meinung, seit gestern denke ich wie früher. Die Allerschönste warst du auf dem Balle, darüber herrschte nur eine Stimme, und wenn du willst, so bist du in Kürze die Braut des Barons Tomwig.“ Und

überredend schloß sie: „Noch weiß hier in der Gesellschaft niemand etwas von einem Herrn Zernitow.“

„Dann wird man bald seinen Namen auf meinen Verlobungskarten lesen.“

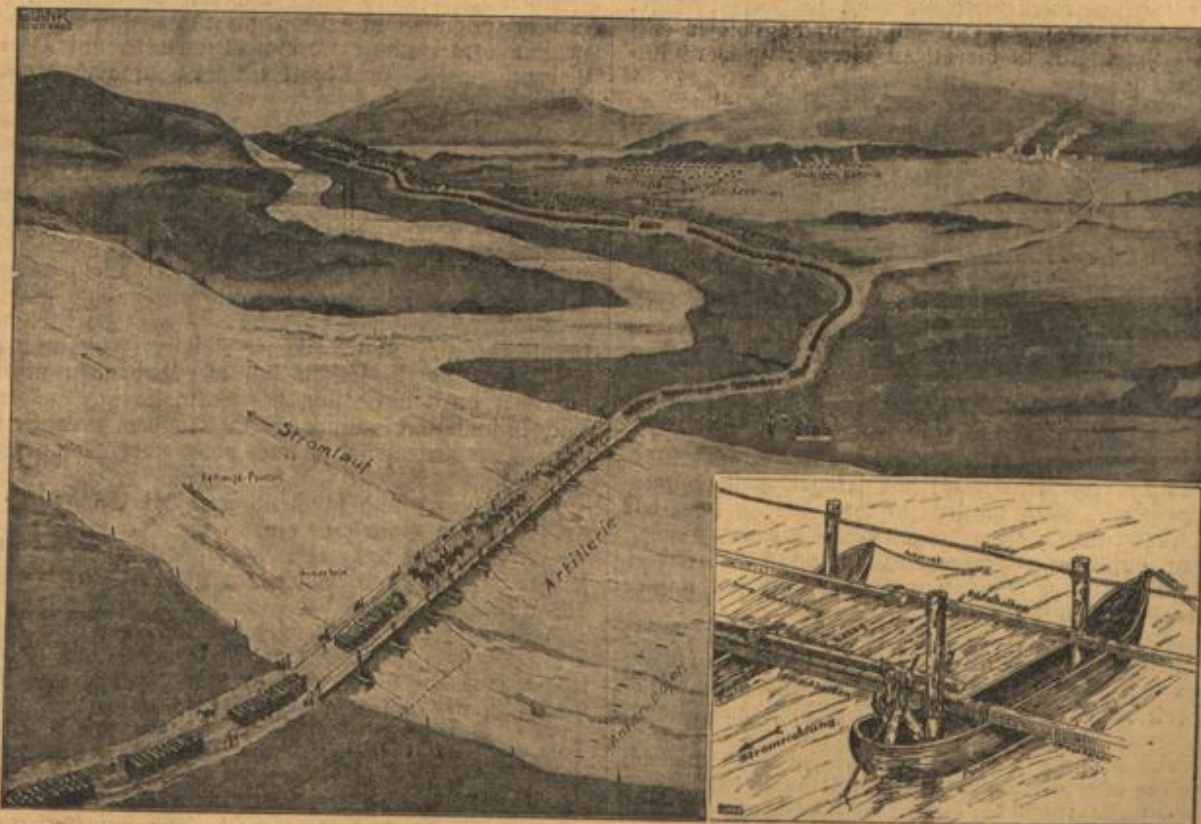
„Du bist wie dein Vater, halsstarrig und eigensinnig, wenn es gilt, einen Willen durchzusetzen“, in Frau Magdas Stimme bebte Zorn, sie sprang empor und durchmaß das Zimmer, wie eine böse Schlange zog die Schleppe ihres Morgenkleides hinter ihr über den Teppich: „Meinetwegen werde Frau Zernitow, ich will deinem vermeintlichen Glück nicht im Wege stehen. Wenn aber nachher nicht alles so kommt, wie du dir's ausmalst, dann denke daran, daß ich dich gewarnt habe, denn wie kannst du, schon seit Kindertagen an das glänzende vornehme Hofleben gewöhnt, als einfache Ingenieursfrau glücklich werden. Es ist eine ganz andere Gesellschaftsphäre, in die du kommen wirst.“

„Die Gesellschaft, zu der mein Gatte gehört, wird auch für mich die rechte sein“, stolz sagte es Else.

„Ach, lassen wir diese unangenehme Gespräche, ich sehe ein, ich komme mit dir nicht weiter, du denkst eben wie ein junges verliebtes Mädchen.“ Eine tiefe Falte grub sich in Frau Magdas Stirn.

„Und doch dachtest du auch einmal genau wie ich, Mädchen.“ Else Berner lächelte schalkhaft, „sonst hätte doch die gefeierte Baroness Stormberg wohl kaum Walter Berners Werbung angenommen.“

Ein leise erinnerndes Lächeln zog über das schöne, nur etwas zu volle Gesicht der Frau, versunken sahen ihre Augen ins Weite, sahen über lange, lange Jahre zurück bis in die fernsten Tage, da sie noch im Mai ihres Lebens gestanden. „Die schöne Storm-



Schematische Darstellung des Flußüberganges einer Division (rechts im Bild die Vergrößerung eines Teils der Pontonbrücke). Zeichnung von H. Blant.

Unsere Bilder

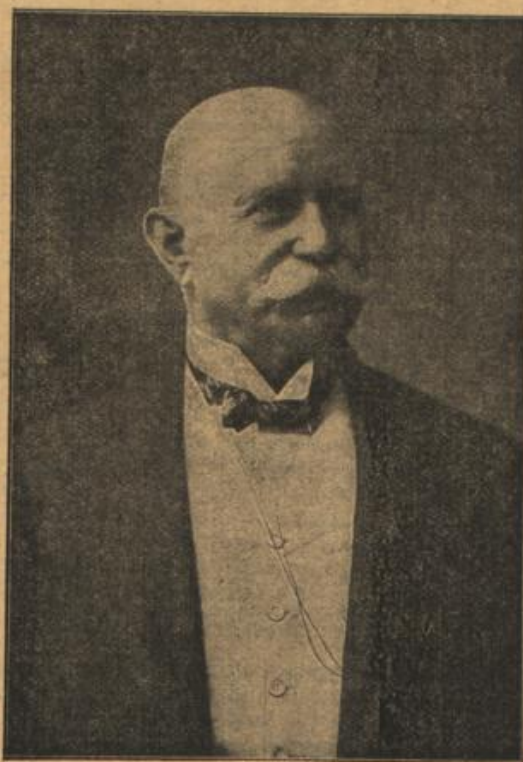
Vizeadmiral Kailer v. Kaltenfels, der neue österreichisch-ungarische Marineminister. Er war seit März 1913 Stellvertreter des Chefs der Marineinspektion und hat sich große Verdienste um die Entwicklung der k. u. k. Kriegsmarine erworben. Er trat 1880 in die k. u. k. Kriegsmarine ein und zeichnete sich während des Vorkriegsstandes 1900 bei der Einnahme der Peisanforts aus. Seine spätere Tätigkeit in der Marinezentralstelle verschaffte ihm eine gründliche Erfahrung in allen Zweigen der Seemacht zur See.

General Fhr. Arz von Straußenberg, wurde als Nachfolger des hochverdienten Feldmarschalls Conrad von Höpfer zum österreichisch-ungarischen Generalstabschef ernannt. Zu Kriegsbeginn leitete er die Mobilmachung, dann nahm er an den Kämpfen bei Limanowa sowie an der Durchbruchschlacht bei Gorlice und an dem siegreichen Vormarsch gegen West-Polen hervorragenden Anteil. Im Verein mit Falkenhayn warf er im Herbst 1916 die in Siebenbürgen eingedrungenen Rumänen über die Grenze zurück.

Korvettenkapitän Konrad Albrecht, der Führer einer der beiden deutschen Torpedoboot-Flotillen, die in der Nacht vom 25. zum 26. Februar den siegreichen Vorstoß in den englischen Kanal unternahmen, wobei sie bis über die Linie Dover—Calais und in die Themsemündung vordrangen. Die im Kanal gestellten englischen Zerstörer wurden zum schleunigen Rückzug gezwungen und die militärischen Küstenanlagen bei Nord-Foreland, sowie die Stadt Margate mit Erfolg unter Feuer genommen.

Amerikas Neutralität. Unser Bild zeigt ein amerikanisches Schiff, das mit einer großen Anzahl von Munitionskisten beladen zur Abfahrt nach England bereit ist. Die Aufnahme wurde vor dem neuen U-Boot-Krieg von einem amerikanischen Photographen vor der Abfahrt des Schiffes im Hafen von New-York gemacht, um zu zeigen, daß die Schiffe bis obenhin mit Munitionsladungen an unsere Feinde beladen sind.

Graf Ferdinand von Zeppelin †. Einer der berühmtesten deutschen Männer ist in dem Grafen Zeppelin, der am 8. Juli 1838 in Konstanz geboren war, gestorben. Seine Lebensbahn war von den verschiedensten Schicksalen durchzogen. Erst auf der Kriegsschule zu Ludwigsburg, dann Offizier, nahm er 1863 an den amerikanischen Kriegen teil. Zurückgekehrt, beteiligte er sich heldenmütig an den Feldzügen 1866 und 1870/71. Hier führte er den berühmten Kognoszierungsritt aus. Später war er württembergischer Gesandter und Bundesratsbevollmächtigter in Berlin. 1890 nahm er als Generalleutnant seinen Abschied. Seit dieser Zeit beschäftigte er sich mit dem Bau der lenkbaren Luftschiffe. Doch erst 1906 führten dieselben zu einem vollen Erfolge und 1909 konnte er sein Luftschiff das erste Mal nach Berlin leiten und dem Kaiser vorführen. Seit der Zeit hat sein Werk ungeahnten Aufschwung erreicht und gerade jetzt im Weltkriege der Landesverteidigung unschätzbare Dienste geleistet.



Graf Ferdinand von Zeppelin †. (Mit Text.)

Allerlei

Schlau. „Weshalb wählen Sie gerade eine Frau, die noch elf Schwägerinnen hat?“ — „Da kommt auf mich nur ein Zwölftel Schwägermutter!“
Von den „Randbemerkungen“ Friedrichs des Großen, den kurzen, charakteristischen Entscheidungen, die der König auf den Rand der ihm vorgelegten Gesuche zu schreiben pflegte, ist in den letzten Jahren eine große Zahl bekannt geworden. Zu den weniger verbreiteten dürfte folgende gehören. Ein Landpfarrer bat in einer Eingabe um einen königlichen Befehl an seine Gemeinde, daß diese ihm ein Pferd halte, damit er den weiten Weg zu seinem Filialkirchdorf nicht immer zu Fuß zu machen brauche. Der König schrieb an den Rand: „Kann das Gesuch nicht bewilligen, denn die Bibel sagt nicht, reitet hin in alle Welt, sondern gehet hin in alle Welt und lehret alle Völker.“

Der abgeblickte Goldmacher. Dem Papste Leo X. überreichte einst ein Mann eine von ihm verfaßte Abhandlung über die Kunst, aus unedlen Metallen Gold zu machen, — natürlich in der Hoffnung auf eine größere Summe Geldes als Belohnung für das Geschenk. Der Papst nahm die Schrift auch an und ließ darauf dem Verfasser ein Duzend leere Geldbeutel überreichen. „Gut Gold zu geben“, sagte er, „davon kann ich wohl absehen. Ihr seid ja in der glücklichen Lage, Euch nach dieser Schrift jederzeit selbst Gold zu erzeugen. Aber Beutel zur Aufbewahrung des Goldes anzufertigen versteht Ihr vielleicht nicht, darum nehmt als Gegenleistung von mir dieses Duzend Börsen an.“

Wohl ein Messer, aber keine Gabel. Im englischen Unterhaus gab es im Jahre 1772 wieder einmal eine stürmische Szene. Der Schatzkanzler Fox hatte ermahnt, seine Mitbürger möchten Frankreich ein ehrendes Vertrauen entgegenbringen, und das erregte den Heißsporn Burke in solchem Grade, daß er aufsprang, seinen Dolch auf den Boden schleuderte und dazu schrie, man müsse mit Frankreich Krieg bis aufs Messer führen. Fox wurde schreckensbleich, die Abgeordneten saßen wie versteinert da, jeder sagte sich, daß durch diese leidenschaftliche Unbedachtsamkeit leicht ein

Krieg entstehen könne. Da erhob sich der äußerlichste Scherzmann und rettete die Lage durch das berühmte gewordenen Scherzwort: „Das Mitglied Burke hat uns zwar das Messer zum Verpeissen der Franzosen hingeworfen, die Gabel aber hat er vergessen.“ Wie von einem Alp befreit, atmte alles auf, das ganze Haus brach in ein schallendes Gelächter aus, und damit war die heraufbeschworene Gefahr glücklich abgewendet. C. D.

Gemeinnütziges

Gebrannte Griechsuppe. 125 Gramm Griech und Wurzelwerk werden in einem Eßlöffel voll Fett gelb gebrannt, mit Wasser abgelöscht, gesalzen und gewürzt und tüchtig aufkochen lassen.

Ein Schnellputtmittel für Fenster, das aber nur in Ausnahmefällen Anwendung finden darf (Benzindämpfe sind äußerst leicht entzündbar), ist Benzol, das man auf einen Lappen gießt, mit dem man von der Mitte des Fensters aus rundum reibt. Dann wird mit einem weichen Tuche nachgerieben.

Cardy liebt nährhaften, schweren Boden und reichlich Feuchtigkeit. Fehlt dieses alles, so erhalten wir keine üppigen Blätter und somit auch nicht das aus den Blattrippen bestehende schöne Bleichgemüse.

Rindensprünge an Obstbäumen weisen darauf hin, daß sich die Rinde verhärtet hat; sie kann sich nicht entsprechend der Zunahme des Stamms ausdehnen. Auch Frostplatten springen nach starker Sonnenbestrahlung. Das Schröpfen ist hier das beste Mittel. Es muß im Frühjahr oder Vorommer erfolgen und zwar auf der Nord-, Ost- oder Westseite des Stammes von oben bis unten in kurzen Absätzen, aber nur durch die Rinde, nicht ins Holz hinein.

Nettigsaft als Heilmittel. Der Nettig ist durch seinen Saft als Heilpflanze zu schätzen. Stabsarzt Dr. Grumme in Föhre erhielt schon seit Jahren bei Gallensteinen durch die Behandlung mit Nettigsaft gute Erfolge. Die Behandlung war folgende: Die geschnittenen Nettige wurden zerrieben und dann deren Saft durch ein Tuch ausgepresst. Dieser Saft wurde nach Vorschrift des Dr. Grumme mit einer halben Tasse beginnend, täglich 6—8 Wochen hindurch getrunken. Diese Kur wurde in bestimmten Ab-

ständen wiederholt, wozu ebenfalls die ärztlichen Verordnungen bestimmend waren. Als Hausmittel bewährt sich der Nettig auch mit Erfolg bei Reuchhusten. Man schneidet dann den Nettig in Scheiben und belegt die Zwischenräume mit Honig. Mehrere Stunden nachdem der Honig den Nettigsaft in sich aufgenommen hat, gibt man von diesem Honig stündlich einen Teelöffel voll, wodurch bald Linderung eintreten wird. A. M.

Auflösung.

R	L	E						
E	A	L						
I	C	M						
R	E	I	C	H	S	T	A	G
L	A	C	H	S	F	A	N	G
E	L	M	S	F	E	U	E	R
T	A	U						
A	N	E						
G	G	R						

Rätsel.

In die hast du das Rätselwort,
 läßt du den Fuß nun davon fort,
 Und tauchst den Rest der Zeichen aus,
 So kommt ein deutscher Fluß heraus.
 Fritz Guggenberger.

Logogriph.

Mit 1 suche mich bei den Wägen,
 Mit 2 dann bei den Wassertrögen,
 Und lege ich 3 dafür ein,
 Dann nenne ich ein Wägelchen.
 Julius Fald

Quadraträtsel.

A	A	A	A	A
A	E	E	E	F
E	E	E	G	G
G	L	L	L	L
Q	R	T	T	

Die Buchstaben dieses Quadrats lassen sich so ordnen, daß die einander entsprechenden waagrechten und senkrechten Reihen bezeichnen:
 1) Stadt in Italien.
 2) Redensart der Wägen.
 3) Ausdruck für Lobrede.
 4) Alte Stadt in Arabien.
 5) Flächenraum.
 W. Spangenberg.

Bilderrätsel.

Aufklärung folgt in nächster Nummer

berg" hatte man sie in jener Zeit genannt und mancher Freiersmann hielt um die Hand der „schönen Stormberg" an. Leute, die Titel, Rang und Würden besaßen. Doch sie wählte keinen von den vielen, keinen, der junge Landschaftsmaler, der sich der paradiesisch-schönen Gegend wegen in Schneidigh niedergelassen, der hatte ihr's angetan, dem gab sie sich zum Weibe, er war ihr lieber als alle die abligen Herren. Und ob der Vater auch seine Einwilligung zuerst verweigerte, und ob die Mutter auch schalt und über Mädchentreueiten herzog, die Baroness Stormberg gab nicht nach, bis sie Alex Berners Gattin geworden. Und wenn sie so nachdachte, bereut hatte sie es niemals, ihrem Herzen gefolgt zu sein. Ihr Mann war wohlhabend und hier, in der Residenz, wo sie geboren, stand hinter ihrem Namen noch immer der alte Name der Barone Stormberg. Wie ein Ball von Vornehmheit wehrte der den Trost der breiten Bürgerlichkeit von ihr ab. Ihr Mann war durch sie Galeriedirektor geworden, eins seiner früheren Bilder hatte ihm den Professortitel eingebracht, die Berners gehörten zu den Intimen des Hofes. Ein ganz anderes Leben aber stand Else bevor. Not freilich, die würde ihr schönes Kind voraussichtlich nicht kennen lernen, denn die Mitgift, die man dem Mädchen mitgab, durfte nicht klein sein, aber eine andere Umgebung als die, in der sie groß geworden, erwartete Else und da ihre Tochter sie noch immer Antwort heischend ansah, sprach sie: „Wenn ich allerdings auch einmal genau so dachte wie du, — so drückst du dich doch aus, — so läßt sich zwischen einem Alex Berner und einem Walter Bernikow doch kein rechter Vergleich anstellen.“

„Ich danke für das Kompliment im Namen meines gerade abwesenden Papas, jenes soeben in so schmeichelhaftem Sinne genannten Herrn Alex Berner“, lachte Else. Wozu sollte sie sich über die Art der Mutter, von Walter so herablassend zu sprechen, ärgern, die Mutter brauchte ihn ja nicht zu heiraten, ihren Walter, das wollte sie schon selbst besorgen. Das sieghafte Kraftgefühl, das nur die Jugend kennt, erhob sich in ihr und ließ ihr alles klein und gering erscheinen. Nur eines auf der weiten Welt war groß und wert erstrebt zu werden und was war jener Augenblick, an dem ihr Walter Bernikow den glatten goldenen Reis an den Finger stecken würde. Herrgott, wie schön lag doch das Leben vor ihr. Ganze Ströme von Gold drängten sich durch das breite Fenster und über Elses Blondhaar streiften die Sonnenfäden und verwoben sich mit ihm.

Frau Magda ließ ihre Augen kühl abwägend über ihr schönes Kind gleiten und leise klang es in ihr: Jammer schade, so viel Schönheit wäre mit einer Fürstentronen nicht zu teuer erlauft! Aber schließlich mußte sie sich damit abfinden, daß dieser entzückende Liebreiz hineinglitt in die engen Grenzen braver Bürgerlichkeit.

Es klopfte, der Diener trat ein, um Frau Magda etwas zu fragen. Nachdem diese Frage erledigt war, warf die Frau leicht hin, ob Maurer nicht wisse, um was für eines Bildes willen sich ihr Mann so plötzlich nach Berlin begeben hätte.

Maurer machte eine bedauernde Bewegung, das hieß, er habe keine Ahnung.

„Hat denn mein Mann kein Wort zu Ihnen darüber gesagt?“ drang Frau Magda weiter in den Diener.

„Ich weiß soviel wie gar nichts“, erklärte der Alte, „der Herr Professor sagte nur, er habe einen Wink bekommen, daß er aus einer Privatsammlung ein wertvolles Stück für die Galerie erwerben könne.“

„Und wer meinen Mann auf das betreffende Bild aufmerksam machte, wissen Sie auch nicht?“

Nun durfte er gehen, und er tat das gern, der alte Maurer, denn die Art, in der die Frau Professor Fragen stellte, hatte etwas Inquisitorisches. Man kommt sich vor, als ob man vor einem strengen Richter stehe, dessen Fragen einem verlegen machen und einschüchtern, auch wenn man eigentlich gar nichts Unrechtes getan hat. So ähnlich war dem alten Diener aber fast immer in der Nähe der Frau Professor zumute.

„Der weiß also auch nichts“, Frau Magda pflanzte sich kerzengerade vor ihrer Tochter auf, „und ihn, seinen Getreuen, zieht Papa sonst fast immer ins Vertrauen, sage mal, wie findest du das?“

Die Angeredete lächelte nachsichtig: „Was soll ich denn finden, Mama?“

„Ach, stelle dich doch nicht an, als wüßtest du nicht, was ich meine“, die Frau in dem weichen lila Schleppkleid hob abwehrend die Hand, als müsse sie irgendein Hindernis fortscheuchen, „diese plötzliche, allzu plötzliche Reise muß einen anderen Beweggrund haben als den, den dir der Papa angegeben. Dahinter steckt eine andere Geschichte, das liegt doch klar auf der Hand! Ich finde“, sie schwieg Sekundenlang und sah dabei auf ihre glänzend gepflegten Fingernägel nieder, als müsse sie davon ablesen, was sie sagen wollte, „ich finde diese Reise direkt mysteriös.“

„Aber liebe Mama, was du heute alles findest. Vorhin spricht

du von Geheimnisträumerei, jetzt nennst du Papas harmlose kleine Reise mysteriös“, um Elses Mundwinkel zuckte leichter Spott.

„Nun, wenn du dir die Mühe gibst, ein bißchen nachzudenken, würdest du diese Reise entschieden ebenfalls mysteriös finden“, wieder glitt die lila Schlangenschleppschlepp schnell über den weichen Teppich, „doch wozu soll ich mir den Kopf zerbrechen“, sprach Frau Magda stehenbleibend in ruhigerem Tone weiter, „ich will jetzt gehen und ein paar wichtige Briefe schreiben.“

„Ich werde das gleiche tun“, sagte Else sich erhebend.

„Wahrscheinlich an —“

„An Walter will ich schreiben, Mama“, vollendete das junge Mädchen, „ich bin ihm einen Brief schuldig, durch die Vorbereitungen zum Ball bin ich ein paar Tage lang nicht zum Schreiben gekommen.“

„Ich wundere mich überhaupt, daß du den Ball mitgemacht hast“, warf Frau Magda ein.

„Du wünschtest es doch, liebe Mama, und da ich noch nicht öffentlich verlobt bin, konnte ich gut deinem Wunsch Folge leisten.“

Frau Magda erwiderte nichts mehr und verließ das Zimmer. Es war wirklich schade um jedes weitere Wort, das sie verlor. Wenn das törichte Mädchen, wie sie Else bei sich nannte, gewußt hätte, welche Hoffnungen sie an den gestrigen Hofball geknüpft hatte. Hatte sie doch gemeint, in dem glanzvollen Rahmen des Hofballs würde die Gestalt des eleganten Barons Tomwig die Erinnerung an den einfachen Ingenieur wieder verblasen lassen. Früher bevorzugte Else doch den Baron sichtlich, und ohne diese Reise nach Rauhheim wäre auch wahrscheinlich alles so gekommen, wie es sich Frau Magda ersahnte. Ach, diese Rauhheimer Reise, wie sie die verwünschte! In ihrem koketten Zimmer angelangt, ließ sich die schöne Frau auf das inmitten des Raumes stehende bequeme Ruhebett nieder. Zum Briefschreiben verspürte sie wenig Lust. Die Arme über dem Kopf verschränkt, lag Frau Magda auf dem mit Fellen bedeckten Ruhebett und ihre großen Augen halb geschlossen, dachte sie darüber nach, wie das in Rauhheim alles so gekommen war. Genau besehen war es eine ganz einfache Geschichte: Von Doktor Murtag wurde ihrem Manne, seines Herzleidens wegen, Rauhheim als Kuraufenthalt empfohlen, sie und Else begleiteten ihn dorthin. Mit ihnen, in der gleichen Pension, wohnte der Ingenieur Walter Bernikow aus Berlin. Ihr Mann unterhielt sich gern mit dem Ingenieur, der an Else sichtlich großes Gefallen fand. Und Else, die sich sonst Herren gegenüber wenig entgegenkommend verhielt, schien die Gesellschaft des Berliner Ingenieurs jeder anderen vorzuziehen. Als sie, die Mutter, endlich merkte, wie die Dinge standen, war es bereits zu spät, zwei junge Mädchenherzen brannten in lichterlohen Liebesflammen. Ihr Mann war ganz auf Seite der beiden Liebesleuten und so sehr sie sich anfänglich dagegen gestraubt hatte, in eine Verlobung ihrer Tochter mit dem Ingenieur zu willigen, es nützte ja doch nichts, endlich mußte sie doch nachgeben, zwei so harten Köpfen gegenüber, wie sie Vater und Tochter besaßen, konnte sie auf die Dauer keinen Widerstand leisten. Sie hatte nachgegeben, aber immer noch trug sie die stille Hoffnung mit sich herum, Else würde sich's doch noch überlegen. Nun mußte sie endlich auch diese Hoffnung begraben. Weihnachten würde die Verlobung stattfinden, so war es ausgemacht.

Aber bis Weihnachten waren es noch zwei Monate hin, was konnte sich nicht noch in dieser Zeit ereignen, und vor dem verabredeten Termin sollten sich die Liebenden nicht sehen, nur schreiben durften sie sich, das hatte sie sich ausbedungen. Ein Lächeln schürzte die Lippen Frau Magdas, nein, sie wollte weiter hoffen, es blieben ihr ja noch volle zwei Monate Frist.

Schnaubend und fauchend fuhr der Schnellzug in die Halle des Anhalter Bahnhofes ein.

„Geda, Gepädträger!“ Professor Berner stand am Wagenfenster und winkte. Einer der grünen Blusenmänner öffnete das Abteil und nahm den Handkoffer in Empfang.

„Bringen Sie mir den Koffer an einen Wagen“, befahl der Professor und als er in einem Taximeter saß und den Gepädträger entlohnte hatte, gab er dem Kutscher die Adresse eines Hotels in der Königsgräberstraße an.

Der Portier empfing den ihm bekannten Gast, der schon seit Jahren in dem Hotel abstieg, mit tiefer und doch ein wenig vertraulicher Verneigung. „Diesmal haben Sie sich aber gar nicht wie sonst vorher angemeldet, Herr Professor“, meinte er, „aber es paßt gut, heute früh ist gerade Nummer fünf, wo Sie immer wohnen, frei geworden.“

„Das freut mich zu hören“, der Professor bestieg den Fahrstuhl um in das erste Stockwerk hinaufzufahren. Er wusch sich zunächst den Reifestaub ab und ließ sich dann auf einem Stuhle nieder. Langsam zog er seine Brieftasche aus der Brusttasche und breitete einige Papiere sorgsam vor sich auf dem Tische aus. „Ja, ich habe

sofe kleine
Spott.
zudenken,
s finden,
n weichen
n, sprach
„ich will
end.

das junge
Vorberei-
Schreiben

mitgemacht

noch nicht
de leisten.“
Zimmer.
sie verlor.

e, gewußt
l geknüpft
hmen des
mwig die
sen lassen.

ohne diese
etommen,
mer Reife,
angelangt,
s stehende

spürte sie
lag Frau
re große
s in Nau-

eine ganz
n Manne,
mpfohlen,
ichen Pen-

erlin. Ihr
se sichtlich
gegenüber
schaft des

s sie, die
s bereits
nterloben
en Liebes-

ubt hatte,
a willigen,
n, zwei so

r befaßen,
Sie hatte
ng mit sich

mußte sie
würde die

hin, was
dem ver-
ehen, nur

gen. Ein
lte weiter
ft.

die Halle
n Wagen-
er offnete

befahl der
n Gepäc-
esse eines

schon seit
wenig ver-
gar nicht

er, „aber
Sie immer

Fahrrstuhl
h zunächst
le nieder.
d breitete
a, ich habe

„Bist er sich in die Klappe!“ rief er noch und ging dann in
sein Zimmer zurück, aus dem er aber gleich wieder heraustrat.
„Erst hol' er mir noch eine Mödcher herauf.“

Als der Hauptmann dann beim Sekt saß, vergegenwärtigte
er sich die ganze Situation noch einmal, und nun mußte er herz-
haft und laut lachen; am meisten aber mußte er an die schöne
Nachbarin denken, und dann nahm er sich vor, gleich morgen
einen Besuch zu machen, wozu ja die denkbar beste Gelegenheit
da war; er brauchte ja nur noch einmal um Entschuldigung zu
bitten für die Störung, die er ihr heute nacht bereitet hatte.

Und richtig, gleich am anderen Mittag machte er den Besuch
bei der lieblichen jungen Witwe.

Und als dann sechs Wochen später die Verlobungsanzeigen
herauskamen, da waren seine Kameraden und Bekannten gar
nicht sonderlich erstaunt darüber, weil sie auf etwas Ähnliches
ja bereits sich gefaßt gemacht hatten.

Der Bursche ist natürlich nicht in den
Kasten gesteckt worden; war er es doch
gerade, der als Kunstfischer dieser glücklichen
Liebe seines Herrn gelten konnte!

Die Selbstzufriedenheit.

Von H. Schöps. (Nachdruck verb.)

Von der Zufriedenheit wollen die mei-
sten Menschen heutzutage wenig hö-
ren, sie ist ihnen gleichbedeutend mit haus-
badener Altvätergesinnung und Stillstand.
Die Unzufriedenheit, so sagen sie, ist zu
allen Zeiten der Ansporn zu energischem
Streben, zum Fortschritt gewesen; und
wer Zufriedenheit predigt, der hat ge-
wöhnlich ein Interesse daran, andere in
der Enge ihres beschränkten Gesichtskreises
und in kritischer Autoritätsanbetung zu
erhalten. Das ist ohne Zweifel weit über's
Ziel hinausgeschossen; denn es ist und war
immer so, daß die Zufriedenheit mit dem
vom Schicksal ausgeteilten Lose die Vorbedingung eines glück-
lichen Lebens, die Unzufriedenheit die Ursache und das Haupt-
kennzeichen eines verfehlten Lebens ist.

Noch wichtiger als die Zufriedenheit mit dem uns zugefallenen
Lose dürfte die Zufriedenheit mit sich selbst sein. Wenn diese
Art der Zufriedenheit fehlt, der kann nicht glücklich sein, und wenn
ihm auch äußere Glücksgüter in Hülle und Fülle beschieden sein
sollten. Und anderseits kann jemand glücklich sein beim härtesten
Lose, wenn ihm diese innere Quelle des Glückes sprudelt. „Dein
Schicksal ruht in deiner eignen Brust“.

Sollen wir denn aber jemals mit uns selbst zufrieden sein,
dürfen wir uns jemals selbst genug getan haben? Müßten wir
nicht vielmehr unablässig danach trachten, daß all unser Tun
immer vollendeter, unser sittliches Leben immer vollkommener
werde? Schon das Sprichwort ruft ja jenen „Fertigen“ warnend
zu: „Raste ich, so koste ich“, und: „Stillstand ist Rückgang“. Wenn
das schon fürs Lernen und Arbeiten gilt, so erst recht fürs ethische
Leben, da gilt Lavaters Wort: „Wenn du etwas Gutes getan hast,
vergiß — und tue etwas Besseres.“

Und wer es ernst nimmt mit seiner Lebensaufgabe, kann der
sich wohl jemals genug tun? Wird doch das Erreichte stets hinter
dem Erstrebten, das Tun hinter dem Wollen zurückbleiben; auch
das Beste können wir nur Stückwerk. Wenn wir aber nach dem
Vollkommenen streben, und darauf muß alles menschliche Schaffen
und Ringen am Ende ausgehen — dann können wir, dann kann
die Menschheit nicht mit dem Erreichten zufrieden sein; denn
etwas Vollendetes, Vollkommenes ward dem Menschengesichte
bisher noch nicht beschieden, so herrlich weit er es auch in mancher
Beziehung gebracht hat. Selbst wenn man auf gewissenhaft
erfüllte Pflichten zurückblickt, wird man Stellen entdecken, an
denen man sich nicht genug getan hat.

Danach müssen wir nach Zufriedenheit mit uns selbst streben,
das ist eine der wichtigsten Pflichten gegen das eigene Ich. Mag
auch jenen unerfüllten Ringern, die sich selbst nie genug tun
können, lobende Anerkennung von außen oder oben zu teil werden
— sie sind dabei zu bedauern, wenn der stille Beifall des Herzens
fehlt. Strebernaturen, die nur den Blick auf das Richtige, was sie
noch erreichen könnten, ihn aber nie froh und dankbar auf dem
schon Erreichten ruhen lassen, berauben sich selbst der innern Ruhe
und des wahren Lebensgenusses.

Freilich werden und wollen wir zu einem völligen Selbst-
genügen niemals kommen; nur Gott schreiben wir Allgenügen
zu, weil allein bei ihm Vollkommenheit zu finden ist. Aber kann
man sich nicht schon über den gelungenen Anfang, über das

wohlgeratene Teilstück eines Wertes freuen? Oder wenn wir
das sittliche Leben ins Auge fassen: Ist uns nicht ein innerer Lohn
sicher, wenn wir wie der römische Kaiser Titus seinen Tag hin-
gehen lassen, ohne wenigstens eine gute Tat zu tun?

Diese Freude am guten Anfang würde uns ermuntern, mit
frischem Mute an neue Aufgaben zu gehen, und was man fröh-
lich und fröhlich angreift, was man sich selbst zutraut, das pflegt man
auch fertigzubringen. Wie man eine komplizierte Rechenaufgabe
Schluß für Schluß auflöst, so muß man auch die Lebensaufgabe
in kleinere Teilaufgaben zerlegen, ist sie doch die komplizierteste
von allen. Ob wir den rechten Weg zur Lösung eingeschlagen
haben, das vermögen wir schwache Rechner freilich nicht mit
Sicherheit zu beurteilen, das Urteil darüber müssen wir dem
großen Rechenmeister überlassen, der uns die Aufgabe gestellt
hat und der uns die Frist zur Lösung bestimmt. Eins aber ver-
langt er, wie jeder Rechenlehrer: daß wir
uns redlich Mühe geben.

Selbst die Größten im Reiche der Sitt-
lichkeit, die Leuchten der Erde und Vor-
bilder für viele waren, haben oft schmerz-
lich über eine innere Unausgeglichenheit,
über den seltsamen Zwiespalt in der
Menschennatur geklagt. So sagt Paulus:
„Das Gute, das ich will, das tue ich nicht,
aber oft das Böse, das ich nicht will.“

Wie sollen wir bei diesem Kampfe
zwischen Wollen und Vollbringen, zwischen
Fleisch und Geist zur Versöhnung, zur inne-
ren Harmonie gelangen? Wir müssen uns
eben damit abfinden, daß die Menschen-
seele kein ausgeglichenes Buch ist, in dem
die Einheit aller Teile künstlich konstruiert
wurde, sondern daß das Menschenherz und
Menschenleben einen wunderbaren Wir-
war von Unstimmigkeiten und Widersprü-
chen aufweist. Vielleicht liegt gerade ein
Hauptreiz des Lebens darin, in das Chaos
der Widersprüche ein wenig Ordnung zu
bringen, die einander widerstrebenden Nei-
gungen und Leidens-
schaften zu meistern und so das Dichterwort wahr zu machen:
„Du ward beschieden dein Geschick, doch selber kannst du's lenken!“

Musterhafte Treue.

Einem Börsenmakler kam gerüchweise zu Ohren, daß zwei
große industrielle Unternehmungen den Plan erwogen,
sich zu einer zusammenzutun. Beide hatten Industrieaktien aus-
gegeben, die an der Börse einen geachteten Namen hatten, aber
verhältnismäßig niedrig standen. Es war vorauszu sehen, daß
sie einen mächtigen Aufschwung nehmen würden, falls wirklich
diese Vereinigung zustande käme; denn die neue Gesellschaft
konnte dann mit einem wesentlich erhöhten Betriebskapital ar-
beiten, weil die Geschäftsauslagen stark vermindert waren. Wer
also reich werden wollte, sagte er sich, der hatte nichts weiter
nötig, als vor Torschlusß, ehe etwas über den Zusammenschluß
öffentlich bekannt wurde, möglichst viele von den jetzt so niedrig
stehenden Aktien aufzukaufen.

Nun, er wollte gern reich werden, und so grübelte er solange
über ein Mittel, Genaueres über das in der Luft liegende Gerücht
und den ihm zugrundeliegenden Tatbestand zu erfahren, bis ihm
einfiel, er kannte ja von früher her einen Buchhalter von einer
der beiden Firmen, einen guten, braven Mann, aber, als Vater
einer großen Kinderchar, so arm wie eine Kirchenmaus.

Frohgemut ging er zu ihm und befragte ihn über den Fall.
„Über Geschäftsangelegenheiten darf ich keinen Aufschluß geben“,
wurde ihm zum Bescheid.

„Sie brauchen ihn nicht in Worte zu kleiden, blinken Sie
mir nur mit den Augen ein Ja oder Nein!“

Ein Achselzucken war die ganze Antwort.

„Ich kann vielleicht 200 000 Mark bei der Sache verdienen
— die Hälfte davon gebe ich Ihnen ab!“

„Ich kann es nicht tun, lieber Herr, es wäre ein Ver-
trauensbruch.“

Dabei blieb er und wütend ging der Versucher ab. Wenige
Tage später war der Zusammenschluß vollzogen. „Da sehen
Sie, was Sie mit Ihrer Hartnäckigkeit angerichtet haben“, tobte
der Makler sich gegen den Mann aus, „mich haben Sie um einen
großartigen Gewinn gebracht und sich und Ihre Familie um
100 000 Mark, die Sie sich durch ein Blinken mit den Augen
hätten verdienen können!“

„Deswegen beißt mich mein Gewissen nicht“, antwortete er,
„es würde mich aber beißen, wenn ich geblinkt hätte!“ C. D.

Begierbild.



Wo bleibt mein Schatz?

den er glaubte nun bestimmt an eine leere Ausflucht. Wieder richtete er sich still in die Höhe und wiederholte seine Aufforderung, das Abteil nun ungefährnt zu verlassen. Die Trompetenklänge schmetterte die junge Stimme und stahlart bligten die hellblauen Augen. Aber der I. I. Oberleutnant war nicht einzuschüchtern. Beide Hände auf die Brusttaschen des Waffenrodes gepreßt, sah er einen Augenblick ganz starr geradeaus, dann senkte er blühschnell die braunen, wie Augelnöpfe vorstehenden Augen und bückte sich mit einem Freudenausruf nach einem schmutzigen, zerkrümelten Zettel, der zu seinen Füßen lag und den er vorhin mit dem Taschentuche herausgezogen hatte.

„Gott sei's getrommelt und gepfiffen! Da is er ja, der Ausreißer! Also hier, Herr Kamerad, nun werden's wohl endlich beruhigt sein, net wahr?“

Mit diesen Worten überreichte er dem Herrn von Weltin das „Zeddelchen“, lehnte sich noch einmal so behaglich in die weichen Polster zurück und lächelte sich mit dem Taschentuch Nühlung zu. Eberhard von Weltin entfaltete das abgegriffene „Zeddelchen“ und las.

„Dem I. I. Oberleutnant Heinrich Ritter von Czernikly wird hiermit bestätigt, daß er sich im Feldlazarett zu A. . . einer Entlassung unterzogen hat.“

Der junge Offizier mußte die Lippen fest aufeinanderbeißen, um nicht geradeheraus zu prusten. Das war ja kostbar! Und da sah nun der entlaufene Ritter von Czernikly in aller Seelenruhe vor ihm, grinst ihn mit zusammengekniffenen Auglein vergnügt an, drehte die Daumen der über dem ansehnlichen Bäuchlein gestalteten Hände umeinander und ahnte nicht, daß er trotz seines „Ausweises“ doch aus dem Abteil hinausbefördert werden würde.

„Herr Kamerad, ich bedaure unendlich, Sie dennoch bitten zu müssen, dieses Abteil sofort zu verlassen. Ihr „Zeddelchen“ hat ja gewiß für mich persönlich etwas ungemein Beruhigendes, aber auf den Befehl Seiner Majestät vermag es leider nicht den geringsten Einfluß auszuüben. Mit dem Kurier des Kaisers darf eben keinesfalls ein anderer zusammen fahren und wär's auch der lebenswürdigste und sogar gänzlich entlaufene Bundesgenosse. Ich hoffe, Sie tragen es mir persönlich nicht nach, wenn ich Sie aus meiner Nähe verbannen muß.“

Der Ritter von Czernikly riß seine Knopfaugen weit auf und starrte den Sprecher erst verständnislos, dann nach und nach verstehend und endlich sichtlich empört an, erhob sich aus dem bequemen Sitze, stülpte seine Kappe auf, hob grüßend die Hand an ihren Rand und sagte:

„Also Servus, Herr Kamerad, und nix für ungut! Aber umständliche Leit' seid ihr schon, Ihr Deitschen.“ —

Der Ehestifter.

Humoreske von Paul Blis. (Nachdruck verboten.)

Seit ungefähr acht Tagen machte Hauptmann Wolfram eine Entdeckung, die ihn zu einem eifrigen Nachdenken zwang; er merkte zu seinem nicht geringen Erstaunen, daß seine Weine rapid abnahmen, und auch in seinen Zigarrenvorräten entdeckte er täglich größere Lücken.

Der Hauptmann, ein humorvoller Junggeselle, konnte keine Erklärung finden, wo die verschwundenen Herrlichkeiten hingekommen sein konnten; der einzige Mensch, auf den zuerst Verdacht fallen mußte, war Franz, sein Bursche; diesen aber kannte der Hauptmann seit langer Zeit als einen treuen, zuverlässigen Menschen, und deshalb traute er ihm nicht zu, daß er derartige Dummheiten machen würde; trotz alledem aber nahm der Herr Hauptmann sich vor, von heute ab die Augen offen zu halten, um endlich dem Langfinger auf die Spur zu kommen.

Als die Sache im Kasino bekannt wurde, rief der kleine Hauptmann Schmettwitz dem so gepöhlten Kameraden lachend zu: „Sehen Sie, lieber Wolfram, das kommt davon, wenn man ewig ledig bleibt; hätten Sie eine Frau, dann würde so etwas gar nicht vorkommen, — sehen Sie mich mal an, in meinem Hause geht alles, seit ich verheiratet bin, wie am Schnürchen — und Sie wissen doch, wie es ehemals stets bei mir ausah! — Nein, ich bleibe dabei: in einen ordentlichen Haushalt gehört eine Frau, sonst geht alles drunter und drüber.“

Hauptmann Wolfram wurde einen Augenblick nachdenklich, dann aber raffte er sich gleich wieder auf, schüttelte den Kopf und rief: „Nein! Nein! Lieber ertrage ich noch ärgeres Ungemach, als daß ich meine goldene Freiheit so leicht preisgebe!“ „Nun gut, wer nicht hören will, muß leiden“, sagte der kleine Schmettwitz gelassen.

„Gewiß, leiden wir also! Profit!“ und lächelnd hielt Wolfram den Sektflsch hoch. „Profit, Kinder, auf daß wir niemals mehr zu leiden haben als heute!“ Und hell tönten die Gläser zusammen, jubelnd stimmten alle Junggesellen in den Ruf ein.

Aber als Hauptmann Wolfram in dieser Nacht heimkam, hatte er doch das Gefühl eines leisen Unbehagens. Die Worte des kleinen Kameraden Schmettwitz wollten nicht fort von ihm, immer klang es ihm in die Ohren: „In einen ordentlichen Haushalt gehört eine Frau, sonst geht alles drunter und drüber.“ — Er schloß tief auf und sah sich suchend um. Wie so still und öde das alles dalag! — Und wie anders wäre es, wenn jetzt, dort aus jener Tür, eine schlanke Frauengestalt käme und ihm ein frohes „Willkommen“ zuriefe! — Ach, es wurde ihm ganz laienjämmerlich zumute und er mußte all seine Energie zusammennehmen, um nicht vollständig sentimental zu werden. Deshalb sprang er auf, schüttelte die trüben Gedanken von sich ab und dachte: An besten, man trinkt noch einen guten Schoppen, dann wird der Gram wohl vercheucht werden.

Er machte sich also auf, seinen Burschen zu wecken, damit er ihm eine Flasche „Schloßabzug“ aus dem Keller heraufhole. Und als der Hauptmann an des Burschen Kammertür pochte, antwortete niemand, auch ein zweites und drittes Pochen blieb unbeantwortet; da drückte er auf die Klinke, die Tür ging auf, aber kein Bursche war im Zimmer.

Erstaunt sah sich der Hauptmann um, zugleich aber bemerkte er auch, daß die Flurtür, die zu den Hintertreppen führte, offenstand und nur angelehnt war. — Immer erstaunter ging er nun dahin, um die Sache näher zu untersuchen. Kaum hatte er den Treppenspur betreten, als er auch schon ein Gespräch hörte und deutlich die Stimme seines Burschen erkannte.

Natürlich wurde er nun immer begieriger, hinter das Geheimnis zu kommen, und so stieg er, dem Klange der Stimme nach, eine Treppe höher, wo er die Flurtüre auch nur angelehnt fand; behutsam trat er näher, und da sah er dann, wie in der Küche der fremden Wohnung sein Bursche es sich außerordentlich bequem gemacht hatte; er saß bei einer schmutzen Köchin, mit der er eben auf eine „glückliche Zukunft“ anstieß; sie tranken Wein, die beiden Verliebten, guten Rotwein, den der Hauptmann recht gut kannte.

„Grenadier Müller!“ rief er mit lauter, barscher Stimme.

Ein geller Schrei aus zwei Kehlen.

Da stand der Bursche stramm da, die Hände an den Hosennähten, während die arme Köchin vor Schreck bis in die äußerste Ede geflohen war.

„Hinterkommen!“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann!“

„Schamloser, pflichtvergessener Kerl, er!“

Totenstille ringsum.

Eben wollte der erzürnte Hauptmann die Küche verlassen, als die gegenüberliegende Tür geöffnet wurde, und eine Dame im Hauskleid eintrat.

„Um Gotteswillen, was gibt es denn hier?“ fragte sie entsetzt und hüllte sich, so gut es anging, in das weite Gewand.

Erstaunt sah der Hauptmann auf die liebevolle Erscheinung; sofort schwand sein Groll, und mit eleganter Verbeugung entgegnete er lächelnd: „Tausendmal Verzeihung, meine Gnädigste, ich habe mir nur meinen desertierten Burschen zurückgeholt.“

Die Dame überfah sofort die Situation; sie errötete leicht, mußte aber dennoch heimlich ein wenig lächeln.

Unten angekommen, war der Born des gestrengen Hauptmanns ein wenig gemildert, denn er gedachte fortwährend der lieblichen Gestalt, die er da oben gesehen hatte.

Stramm, mit weitauferissenen Augen stand der Bursche vor ihm.

„Frecher Kerl, er! Wie kann er sich denn erdreisten, meinen Wein zu plündern?“

„Verzeihen der Herr Hauptmann gnädigst, — nämlich die Auguste von oben und ich, wir haben uns vor acht Tagen heimlich verlobt — na, und nun wollten wir eben mal ein bißchen feiern.“

„Mir scheint, Ihr feiert schon seit acht Tagen so'n bißchen, und dem Verbrauch der Weine nach zu urteilen, mit recht gutem Durst.“

Schweigen.

„Na, stimmt's vielleicht nicht?“

„Zu Befehl, Herr Hauptmann, es stimmt.“

Dem Vorgesetzten war das Lachen nahe, aber er nahm sich zusammen, machte ein ernstes Gesicht und sagte: „So — na, dann werde ich ihn jetzt mal vier Wochen in den Kästen stecken.“

Schweigen, — nur ein starr angster Blick des verliebten Grenadiers.

„Na, was sagt er denn? — Das wird wohl helfen, wie?“

„Gnade, Herr Hauptmann! Es soll auch nicht wieder vorkommen“, bat der arme Kerl.

„Zatwohl, jetzt verspricht er das Blaue vom Himmel herunter.“

„Auf Ehrenwort, Herr Hauptmann.“

Und da konnte der erzürnte Hauptmann nicht mehr an sich halten, er drehte sich herum und lachte.

alles Nötige eingestrichen", murmelte er und legte die Papiere wieder an ihren alten Platz. Dann begab er sich hinunter in den Speisesaal, um etwas zu essen. Ungefähr um die vierte Stunde trat er aus dem Hotel. Gemächlich ging er die Königsgräberstraße hinunter und bald umbrandete ihn am Potsdamerplatz der Strudel des Großstadtlebens. Gleich großen Wogen wälzten sich die Menschenmassen von allen Seiten herbei, drängten sich zwischen Autos und elektrischen Straßenbahnwagen hindurch, als hinge unendlich Wichtiges davon ab, daß sie eine Minute früher an ihr Ziel kämen. Dazwischen standen Schulleute in eherner Ruhe und an den Ecken Zeitungsverkäufer und Blumenfrauen. Der Professor nahm sich ein Auto und ließ sich in eine weit entfernte Straße des Westens fahren. Vor einem eleganten modernen Hause hielt das Gefährt, der Professor hieß den Chauffeur warten und klingelte an dem verschlossenen Haustor. Ein Diener öffnete und Berner stieg nun zum zweiten Stock empor. „Pohl“, nichts weiter als dieser Name stand auf der blanken Metallplatte neben der Glastür, doch der Eingeweihte wußte, welch einen guten Klang der einfache Name in der Finanzwelt hatte, manch kleiner Bankier zog in Gedanken den Hut, wenn er den Namen des Direktors Pohl von der „Sprebank“ nannte: er war einer der Großen in jenem Reiche, in dem die Zahlen herrschten.

Ein Diener in tadelloser Livree erschien auf Berners Pforten. „Ist der Herr Direktor zu Hause?“ fragte der Professor und als der Diener bejahte, aber bedauernd hinzufügte, der Herr Direktor werde jetzt wohl kaum zu sprechen sein, da lächelte Berner: „Sie sind noch neu in Ihrer Stellung und kennen mich nicht. Bringen Sie, bitte, dem Herrn Direktor meine Karte, er ist für mich sicher zu sprechen.“

Der Diener nahm die ihm gereichte Karte entgegen und ließ den Professor eintreten, der sich nun in einem geschmackvoll eingerichteten Vorzimmer befand. In weniger als zwei Minuten lehrte der Diener bereits mit dem Bescheid zurück: „Der Herr Direktor lasse bitten.“

In seinem gemütlichen Herrenzimmer empfing Direktor Pohl, ein mittelgroßer, breitschultriger Herr, seinen Besucher. „Das ist ein famoser Einfall, Alex, daß du mich mal wieder in meiner Privatwohnung besuchst!“ Pohl drückte dem Professor die Hand und bat ihn, in einem der Klubessel Platz zu nehmen.

„Und dennoch, lieber Freund, komme ich heute eigentlich geschäftlich zu dir“, erwiderte der andere und ließ sich auf dem angebotenen Sessel nieder; Pohl setzte sich ihm gegenüber.

„Geschäftlich?“

„Ja, geschäftlich. Ich hätte ja zu dir auf die „Sprebank“ kommen können, zur Sprechstundenzeit, aber da es sich für mich um eine Sache von Wichtigkeit handelt, für die mir der übliche Instanzenweg zu langwierig ist, habe ich mich direkt an deine Privatadresse gewandt“, erklärte der Professor, „kurz heraus, ich möchte den größten Teil meines Geldes aus deiner Bank ziehen.“

„Ja, aber warum denn, scheint dir die Sprebank nicht mehr sicher genug?“ In den Augen Pohls blinkte es ärgerlich auf.

„Behüte“, der Professor legte dem anderen beschwichtigend die Hand auf den Arm, „im Gegenteil, ich bin von der Solidität der Sprebank vollständig überzeugt, aber ich brauche das Geld.“

Schnell beruhigt nahmen Pohls Mienen wieder einen freundlichen Ausdruck an: „Dann wird sich dein Wunsch ohne viele Umstände schnell erfüllen lassen, unsere Kassen sind gut gefüllt und steht dir schon morgen von deinem Guthaben so viel dir beliebt zur Verfügung.“

„Ich danke dir für dein Entgegenkommen.“

„Du mußt dir natürlich das Geld von der Bank persönlich abholen, den Empfang bescheinigen und die vorgeschriebenen Formalitäten erfüllen“, sagte Pohl, „ich werde vorher alles ordnen, so daß, wollen sagen morgen von zehn Uhr an, das Geld für dich bereitliegt. Wieviel darf ich anweisen lassen?“ setzte er kurz und geschäftsmäßig hinzu.

„Ich habe im ganzen zweihundertfünfzigtausend Mark auf der Sprebank liegen, davon möchte ich um einmalmehrhundertfünfzigtausend Mark bitten“, erfolgte die schnelle Antwort.

„Ist es unbeschwerden zu fragen, wozu du so plötzlich eine derartig hohe Summe benötigst?“ Der Bankdirektor wippte leicht mit dem übergeschlagenen Bein in der Luft und seine Augen blickten interessiert in das schmale Gesicht des ihm Gegenüberstehenden.

„Ach, Pohl“, stoßend lösten sich die Worte von den Lippen Professor Berners, „ich möchte nicht gern darüber reden — du würdest mich sogar wahrscheinlich nicht einmal verstehen“, — er zögerte, weiterzusprechen.

„Nun, wenn du meinst, daß ich, der alte erfahrene Geldmann, nicht verstehen würde, weshalb du so plötzlich ein gutes zinstragendes Kapital aus der Sprebank ziehen willst, hast du mit dem Gelde sicher 'ne Dummheit vor“, erwiderte Pohl lakonisch

und von einer sich ihm aufräumenden Idee erfasst, warnte er: „Laß dich nur nicht etwa auf Spekulationen ein, Alex.“

Berner schüttelte den Kopf: „Unbesorgt, ich will das Geld zum Besten meiner Familie verwenden“, und dabei sah er aus, als ob ein heimlich Lachen in ihm war.

„Ich will dich natürlich auch nicht weiter mit Fragen belästigen“, der Bankdirektor bot Berner eine Zigarre an, die dieser dankend annahm und in Brand setzte, „also es ist abgemacht, morgen ab zehn Uhr liegt das gewünschte Geld zur Abholung bereit. Doch nun wollen wir von etwas anderem sprechen. Wie geht es denn deiner Frau und Tochter?“ Pohl lehnte sich tiefer in seinen Sessel zurück.

„Danke, meinen Damen geht es vorzüglich“, der Professor blies ein paar Rauchwölkchen in die Luft und sah ihnen nach, wie sie in zarten Windungen immer höher schwebten und sich dann verloren und auflösten in ein Nichts.

Heinrich Pohl und Alex Berner waren Jugendfreunde, sie kannten sich schon von ihrer Knabenzeit her und hatten gemeinsam in Berlin im „Grauen Kloster“ die Schulbank gedrückt. Ihre Lebenswege waren später zwar völlig verschieden gewesen, aber ganz aus dem Auge verloren hatten sie sich nie, die beiden, die als Knaben unzertrennlich gewesen waren. Heinrich Pohl war unverheiratet geblieben, er führte ein behagliches Junggesellendasein und wenn er auch für schöne Frauen schwärmte, so dachte er niemals ernstlich daran, sich mit Hymens Fessel zu beschweren. Eine Frau gab es allerdings, die seiner Ruhe hätte sehr gefährlich werden können, der zuliebe er sich auch den Fesseln der Ehe anbequemte hätte, aber diese Frau lernte er erst kennen, da sie bereits die Braut eines anderen Mannes war, da sie bereits die Braut seines Freundes Alex Berner war.

Die einstige Baroness Stormberg, „die schöne Stormberg“, die setzte sein lähles Herz in jähen Brand, da er ihr zum ersten Male gegenübertrat, und das war an ihrem Hochzeitstage mit Alex Berner gewesen. Oft sah er die schöne Frau seitdem nicht wieder, aber wenn es nach langer Pause zuweilen geschah, dann stand der sonst so nüchterne Mann, der sich selbst eine Rechenmaschine nannte, ganz in ihrem Banne. Aber niemand wußte davon, niemand. Oder hatte vielleicht Frau Magda eine heimliche Ahnung davon, welche Gefühle Heinrich Pohl für sie hegte. Sie lächelte immer so eigen, wenn er einmal gelegentlich mit ihr zusammentraf.

„Es freut mich, daß es den deinen gut geht“, sagte Pohl, „ich habe nächstens in Schneiditz geschäftlich zu tun, da werde ich mir gestatten, mich davon persönlich zu überzeugen, — vielleicht schon am Sonnabend in acht Tagen“, fügte er hinzu.

„Ah, gerade an meinem Jubiläumstage“, rief der Professor, „das trifft sich ausgezeichnet.“

„An deinem Jubiläumstag?“ wiederholte der Bankdirektor verständnislos.

„Was, du weißt nicht einmal, daß ich mein fünfundsiebenzig-jähriges Jubiläum als Direktor der Schneiditzer Galerie feiere?“ sagte der Professor in verstelltem Ernst, „offen gesagt“, er seufzte tief auf, „ich wünschte, ich wüßte auch nichts davon, denn mir graut vor diesen Ehrungen und vor all den Glückwünschen, die mir an dem Tage bevorstehen.“

„Jedenfalls muß ich dabei sein, wenn es gilt, einen alten Freund zu feiern“, sprach Pohl in warmem Tone und reichte Berner die Hand, „aber wenn wir nicht zufällig darauf zu sprechen gekommen wären, hättest du mir wohl von deinem Jubiläum gar nichts erzählt?“ fuhr er fragend fort.

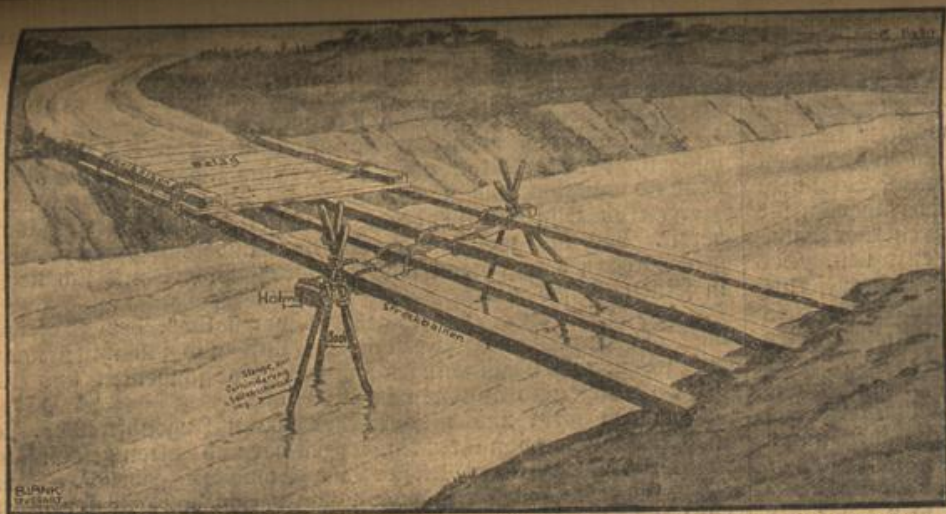
„Aber ich bitte dich, weshalb denn nicht. Sicher hätte ich dich dazu eingeladen“, erfolgte die schnelle Antwort.

(Fortsetzung folgt.)

Ein kleines Mißverständnis.

Erzählung von M. Knecht-Schöna. (Nachdruck verb.)

Berhard von Westin, Mitglied des Kaiserlichen Automobil-Klubs, hatte sich mit seinem Kraftwagen gleich im Anfange des Krieges dem Großen Generalstab zur Verfügung gestellt und als schneidiger, unerschrockener Fahrer wichtige Dienste als Kurier geleistet. Dreimal war ihm sein Kraftwagen zusammengeschossen worden, wobei er selbst verschiedene Verletzungen erlitten hatte, die ihn als Kraftwagenfahrer für längere Zeit unbrauchbar machten. Mit dem Eisernen Kreuz ausgezeichnet, trat er einen mehrwöchigen Urlaub an, um dann als Kurier des Kaisers wieder Dienst zu tun. Das war kein ganz leichter Dienst und vor allem — ein furchtbar langweiliger. So immer zwischen Potsdam und dem östlichen, bald westlichen Kriegsschauplatz im D-Zuge hin- und herzufliegen, stets mutterseelenallein im Abteil und verpflichtet, während der Fahrt nicht zu schlafen, damit nicht etwa Spione oder sonst verdächtige Persönlichkeiten ihn betäuben, überfallen und



Schematische Darstellung einer kleinen Zuanteriebrücke, die von der Mannschaft ohne Hinzuziehung von Pionieren hergestellt wird.

der wichtigen Schriftstücke, die er zu befördern hatte, zu berauben, das war stumpfsinnig im höchsten Grade und befriedigte den lebhaften jungen Leutnant durchaus nicht.

Freilich kamen dann auch wieder recht schöne, erhebende Augenblicke, wenn er dem Allerhöchsten Kriegsherrn ins leuchtende Bollernauge sehen und von ihm persönliche Aufträge an Ihre Majestät die Kaiserin in Empfang nehmen und dann der hohen Frau ausrichten durfte. Oder wenn er Briefe an die ersten Heerführer übergeben und diesen vom ganzen deutschen Volke geliebten und hochverehrten Führern menschlich näher treten durfte.

In den Hauptquartieren gab es auch allerhand Ungerwöhnliches zu sehen und zu hören, aber eine anstrengende und Nerven kostende Sache war es doch, und wenn Eberhard von Beltin so allein im Abteil des D-Zuges dahin sauste, so flogen seine Gedanken oft genug sehnsüchtig zu seinem herzigen jungen Frauchen nach D., mit dem er erst vor zwei Monaten kriegsgetraut worden war und das nicht minder sehnsüchtig auf ein ach, immer nur so kurzes Wiedersehen harnte.

Heute kam Eberhard von Beltin vom östlichen Kriegsschauplatz zurück, noch ganz benommen vom Eindruck, den der große Hindenburg mit seiner bestreidenden Liebenswürdigkeit auf ihn gemacht. Er hatte mit dem gefeierten Heerführer und seinem Stabe das

Der neue Stahlhelm für das schweizerische Heer, dessen Einführung vom Bundesrat im Januar genehmigt wurde.



Mittagessen einnehmen dürfen, ja, ein Jünger der schwarzen Kunst hatte ihn samt der hohen Tafelrunde auf einen Film gezaubert und bombensicher einen Abzug für sein Weibchen versprochen. Außerdem war neuerdings der Befehl erlassen worden, daß die Kuriere während der Fahrt einige Stunden schlafen durften, wenn die Abteiltüre durch eine Sicherheitskette von innen gesperrt wurde. — Kein Wunder, daß Eberhard von Beltin sich heute in rosigster Laune befand und, im offenen Fenster liegend, belustigt auf das bunte Treiben der von Feldgrauen wimmelnden Bahnsteige, die unter Lachen, Schelten, Flüchen von Wagen zu Wagen eilten und nirgends Platz finden konnten. Es waren fast alles Urlauber, die die Osterfeiertage in der geliebten Heimat verleben wollten und es deshalb begreiflicherweise riesig eilig hatten, mit dem D-Zuge mitzukommen. Besonders überfüllt waren die Wagen zweiter Klasse, was den Unwillen vieler österreichischer Offiziere erregte. Argerlich schauten sie auf das Abteil Eberhard von Beltins, der sich so behaglich in der ersten Klasse breit machen durfte.



Vizeadmiral Kaiser v. Kattenfels, der neue österreichisch-ungar. Marineminister. (Mit Text.)

und es deshalb begreiflicherweise riesig eilig hatten, mit dem D-Zuge mitzukommen. Besonders überfüllt waren die Wagen zweiter Klasse, was den Unwillen vieler österreichischer Offiziere erregte. Argerlich schauten sie auf das Abteil Eberhard von Beltins, der sich so behaglich in der ersten Klasse breit machen durfte.

Das weiße Schild an der Türe „Reserviert für den Kurier des Kaisers“ schaute ihn vor Eindringlingen. Die deutschen Offiziere achteten es ohne weiteres, aber von den Österreichern stießen doch hier und da einige ihren Kopf fragend zur Tür herein, um ihn mißbilligend zurückzuziehen, wenn der Kurier ihnen sehr höflich, aber bestimmt den Eintritt verweigerte. — Es war auf einem als Knotenpunkt der Eisenbahnen von Osten nach dem Westen besonders überfüllten Bahnhof, wo sich der selbe Vorgang wohl schon ein dutzendmal ab



General Frhr. Arz v. Straußenburg v. J. (Mit Text.)

gespielt hatte und im letzten Augenblicke, als die Lokomotive schon anrückte, sich ein kleiner, bider 1. Oberleutnant indas Abteil schwang und ungeachtet der abwehrenden Handbewegung des Kuriers, prustend, stöhnend und sich unaufhörlich den perlenden Schweiß von der schon recht hohen Stirn trocknend, in die Polster sank.

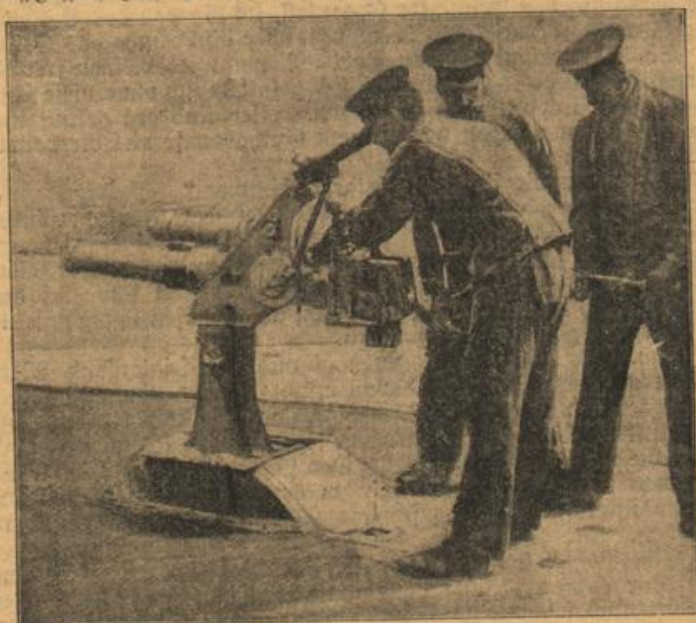
Eberhard von Beltin aber sah sich nun genötigt, nochmals auf das Schild an der Türe hinzuweisen, wortlos, denn das Gepolter des aus der Bahnhofshalle abfahrenden Zuges verschlang jeden Laut.

Der 1. Oberleutnant winkte deshalb, ebenfalls wortlos, begütigend mit der Hand und als menschliche Laute wieder Aussicht auf Gehör hatten, schrie er dem Leutnant von Beltin mit freudrotem Gesicht zu: „Aber lieber Herr Kamerad, so seien's doch gemüthlich! Sie sehen doch,

daß ja Pläckerl im ganzen Zuge mehr frei ist. Also gestatten's halt schon, daß i a bisserl da herinnen bleib'! I will Sie ja auch gar nicht belästigen, na, ganz gewiß net!“

„Aber, Herr Kamerad, ich bitte sehr, es geht...“

„Jesses, Jesses, ich weiß schon, was Sie meinen! Bin völlig



Berichtbares Geschütz eines Unterseebootes, fertig zum Feuern.

unterrichtet“, unterbrach ihn der Eindringling, fest sein seidenes Taschentuch zwischen Hals und Uniformfragen zwängend, als wolle er sich rasieren lassen.



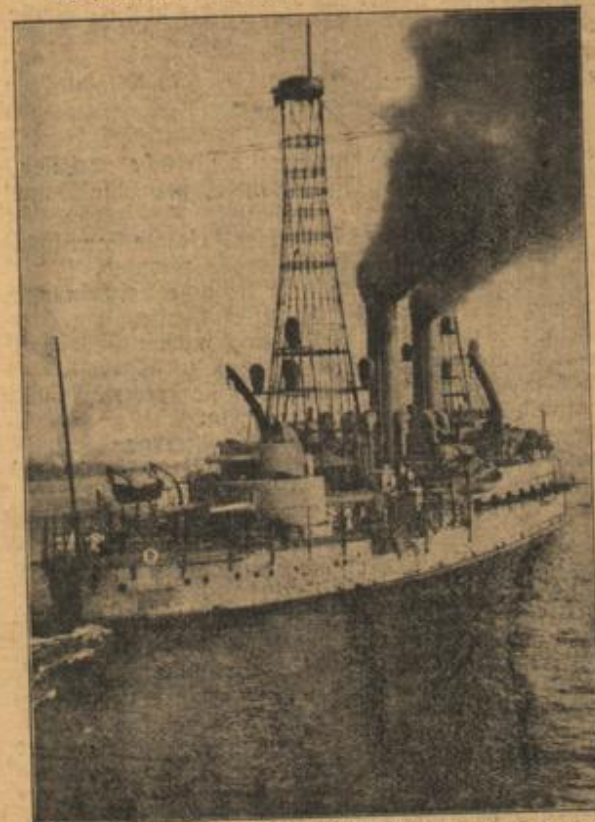
Das Gebäude des Staats- und Kriegsministeriums in Washington.

„Herr Kamerad, es tut mir unendlich leid, Sie vertreiben zu müssen, aber der Befehl . . .“

„Aber i sag' Ihnen doch, bester Freund, ich bin unterrichtet! Ganz genau unterrichtet und i hab' auch einen Ausweis! Lassen's mich eh' etwas verschmausen, dann zeig' ich Ihnen gleich den Ausweis! Nur friedlich, nur friedlich, bester Herr Kamerad!“

Eberhard von Beltin stupte nun doch. Einen Ausweis wollte der Oberleutnant besitzen, der ihn berechtigte, hier in seinem Abteil zu fahren! Das war ja neu! Da war er gespannt! Am Ende war's ein Kollege!“

Er streifte seine Uniform mit einem Seitenblide, aber daran



Das amerikanische Kriegsschiff „Missouri“ passiert den Panamakanal.

Oberleutnantsuniform zu verschaffen und auf österreichisch Plauschen zu lernen. Und gerade heute, wo er eine so wichtige Botschaft von Hindenburg bei sich trug. Nein, also hier gab's kein Besinnen! Der Fremde mußte hinaus und zwar sofort.

Eberhard von Beltin richtete sich straff auf, zog sein hübsches, offenes Knabengesicht in die denkbar grimmigsten Dienstsinken und sagte mit äußerster Bestimmtheit: „Herr Kamerad, ich muß Sie noch-

mals dringend ersuchen, das Abteil zu verlassen, sonst sehe ich mich gezwungen, die Rottene zu ziehen. Die Folgen tragen Sie allein!“

„Aber i bitt' Sie, Herr Kamerad, wie kann man nur so grantig gegen an Bundesgenossen sein. Gleich zeig' ich Ihnen ja meinen Ausweis und nachher is alles gut! Herrgott, Sakrament! — Wo hab' i eigentlich nur das Beddele?“

Der kleine dide Oberleutnant mit seinem vor-gestekten Taschentuche



Korvettenkapitän Konrad Albrecht. (Mit Text.)

und dem krebsroten Gesicht begann nun ein hastiges Suchen in allen Taschen des Rockes, wobei er immer von neuem in Schweiß geriet und bald ganz zappelig und aufgereggt wurde.



Geflügelhof einer deutschen Truppen-Abteilung mit der auf ein Blat aufgedruckten freundlichen Aufforderung: „Hier können Eier gelegt werden!“

„Teifi Türken! Vorhin noch hab' ich's gehabt! Ja, wo is es denn? Es kann mir doch nicht gestohlen worden sein!“ Dreimal waren schon alle Taschen durchsucht worden, ohne Erfolg! Jetzt fröbelte es dem Kurier denn doch in allen Gliedern,



Amerikas Neutralität. (Mit Text.)